

EvThom (8–32); die Beziehung zwischen Johannesevangelium und EvThom (33–64 und 65–88); Frauen in der Thomasgemeinde (89–106); der gnostische (107–139) bzw. enkratische (140–162) Charakter von EvThom; die Abgrenzung von jüdischer Religionspraxis (163–182).

In den Beiträgen werden vorrangig theologische, sozialgeschichtliche und ideologische Aspekte behandelt. Dabei fallen Verschiebungen gegenüber der bisherigen Erforschung von EvThom auf, ohne dass diese mit den Namen von E.Haenchen, W.Schrage, G.Quispel, S. L. Davies, S. J. Patterson u.a. verbundene Arbeit diskreditiert wird. Die Autoren wissen sich den Vorarbeiten von H. Köster und J. M. Robinson verpflichtet. In Sonderheit tragen sie zwei Tendenzen Rechnung: einmal der Dekanonisierung im Blick auf die Erforschung der Ursprünge des Christentums; dann ist die Aufnahme neuer Fragestellungen und methodologischer Vorgehensweisen zu nennen. Hatten in der Vergangenheit Kriterien der klassischen Literarkritik und Formgeschichte erkenntnisleitend gewirkt, greifen die Autoren nunmehr Impulse aus Folkloristik, feminist studies oder literary criticism auf. Stets geht es darum, dogmatische Projektionen und romantisches Wunschdenken hinsichtlich der Frühzeit des Christentums zu vermeiden. So wird etwa auf den „oral-aural character of writing“ (16) bzw. die „second orality“ (31f.) in der Evangelientradition abgehoben. Oder die konzeptionelle Affinität zwischen Joh und EvThom herausgestellt (63f.; 86ff.). Weder im Blick auf die Synoptiker noch auf Joh kann von direkter Beeinflussung oder „mutual dependency“ gesprochen werden. Die Interaktion ist vielmehr in einem gemeinsamen Kontext begründet, der aber nicht weiter thematisiert wird. Eine eindeutige Antwort auf die Frage, ob EvThom eine gnostische Schrift sei oder ob enkratische Tendenzen dominieren, lässt sich nicht geben. Orientiert man sich am Kosmosbegriff, vertritt EvThom anders als EvPhil (NHC II,3) oder ApJohn (NHC II,1) keineswegs eine gnostische Perspektive (vgl. 138f.). Zwar begegnet eine deutliche Präferenz für das asketische Lebensmodell, doch wird dieses nicht zur Heilsbedingung verabsolutiert (vgl. 161f.). Ob die Ambivalenz mit Hilfe einer literarischen Schichtenanalyse aufgelöst werden kann, bleibt offen. Ähnliches gilt für die Rolle der Frau in der Thomasgruppe. Das abschließende Logion 114 gibt Einblick in einen schwelenden Konflikt zwischen zwei asketischen Linien. Während Petrus die radikal frauenfeindliche Position vertritt, nimmt der Offenbarer die Partei der

Frauen, auch wenn sein klärendes Wort missverständlich klingt. Bei den Logien, die Probleme der jüdischen Religionspraxis thematisieren, steht der Ablösungsprozess vom Judentum im Hintergrund. Es wird deutlich, in welchem Maß den Texten an einer Problemlösung für den inneren Zirkel gelegen ist. Eine Neigung zu missionarischer Kommunikation besteht nicht. Das schlägt sich auch in der Komposition nieder, u.a. im Übergang von Log. 12 zu Log. 13. Ersteres spricht von der Führungsrolle des Jakobus, letzteres betont eine „masterless identity“ der Thomasgruppe (181).

Absicht der Studien ist nicht, einen Auslegungs-Konsens in den Grundfragen des EvThom herbeizuzwingen. Vielmehr erhoffen die Autoren, über exemplarische Interpretationen einen Zuwachs an Aufklärung über das frühchristliche Denken zu gewinnen. Im Blick auf die ganze Schrift sollte diese Zurückhaltung nicht das letzte Wort sein. So ist zu fragen, ob es nicht doch eine leitende Idee gibt, die der Komposition zugrunde liegt und die das Verstehen des Ganzen fördert. Die historische und literarische Analyse braucht hermeneutische Reflexion, um den Dialog mit religiös-mystischen Deutungen des EvThom führen zu können. Schließlich ist der Umstand zu berücksichtigen, dass EvThom in die Frühgeschichte der Evangelienbildung gehört und eine Parallelerscheinung zur Logienquelle Q darstellt. Gelangt man in dieser Sache über die Feststellung konzeptioneller Affinität hinaus? Aus der Lektüre der vorliegenden Studien ergeben sich damit eine Fülle von neuen Fragestellungen und Arbeitsvorschlägen.

Marburg

Ulrich Schoenborn

*Chartulae. Festschrift für Wolfgang Speyer*, hg. v. Ernst Dassmann (= Jahrbuch für Antike und Christentum, Ergänzungsband 28), Münster (Aschendorfsche Verlagsbuchhandlung) 1998, 310 S., Ln. geb., ISBN 3-402-08112-1.

Zum 65. Geburtstag des Salzburger Ordinariums für Klassische Philologie, Wolfgang Speyer, haben seine Freunde, Kollegen und Schüler ihm eine Festschrift gewidmet, die mit insgesamt 24 Beiträgen und einem großen Bildeil zu einem beachtlichen und eindrucksvollen Sammelwerk geworden ist, dem Lebenswerk des Geehrten angemessen. Jeden Artikel darstellen zu wollen, würde den Rahmen einer Rezension sprengen. So sei nur auf einzelne Beiträge hingewiesen, ohne daß damit andere gering geachtet würden.

Viel zum Verständnis so mancher heutiger ökumenischer Diskussion liefert der Aufsatz *Einheit durch Religion in Antike und Christentum* von Vinzenz Buchheit (36–43). Gemäß der römischen Herrschaftsideologie war für die Einheit des Staates eine für alle gültige Religion mit verpflichtendem Kult eine Grundvoraussetzung. So wurden dank der *interpretatio romana* auch die fremden Götter eroberten Völker als die *peregrini* einverleibt und römisch „veredelt“. Dieser Anspruch auf Universalität wird vom jungen Christentum übernommen, wenn auch radikal umgedeutet. Laktanz, Prudentius und andere übernehmen den Gedanken der Universalität und werfen dem römischen Staat vor allem vor, daß er nicht erkannt habe, daß mit Christus das von Vergil vorausgesagte neue Zeitalter angebrochen sei, in dem die ganze Welt zu Frieden und Einheit kommen werde. Mit der Ankunft der Apostel Petrus und Paulus, so vor allem Prudentius, hätten die wahren Gesandten Gottes in Rom die Macht ergriffen, und im Bekenntnis zu Christus werde sich die Menschheit zur wirklichen Einheit vereinen, mit einem christlichen Rom als Mittelpunkt. – In dem Beitrag von Carsten Colpe: *Die Elkesaitische Unternehmung in Rom, ihre Hintergründe und ihre mögliche Einwirkung auf das Häresiebild des Bischofs Hippolyt* (57–69) steht vor allem die Frage nach dem Verhältnis elkesaitischer Waschungen und christlicher Taufe und, damit verbunden, das Problem der Bewertung und Einordnung von Riten generell im Mittelpunkt. 220 n. Chr. tauchte in Rom ein elkesaitischer Missionar mit Namen Alkibiades auf, der versuchte, hier eine Gemeinde zu gründen, der aber – nicht zuletzt wegen seiner Taufauffassung – auf massive Ablehnung in der christlichen Gemeinde stieß. Dem Verf. ist vor allem auch dafür zu danken, daß er nicht nur die Frage der Gnosis in Rom, sondern auch das Problem von Ritus und Mythos wieder neu bewußt gemacht hat. – Einem speziellen, sehr interessanten Aspekt der Heiligenverehrung geht Ernst Dassmann in seinem Aufsatz: *Aspekte frühchristlicher Paulusverehrung nach* (87–103). Apokryphen, Kirchenväter, Apostellisten und der ganze Reichtum der Ikonographie geben Zeugnis von der hohen Anerkennung, derer sich dieser Lehrer der Kirche von Anfang an erfreute. Und eine Theologie ohne Paulus ist nur schwer vorstellbar. Doch in der praktischen Volksfrömmigkeit und nicht zuletzt auch in der katholischen Predigttradition ist er immer im Hintergrund geblieben. Ein Nikolaus oder Martin, beide weit weniger erforscht, haben ein weitaus größeren Grad der Verehrung

und Zuneigung erreicht. Dem Verf. ist Recht zu geben, daß die handfeste Sorge und Hilfe für die Armen und Zukurzgekommenen, verbunden mit Wundertätigkeit, sich in das Gedächtnis der Jahrhunderte mehr einprägt als theologische Erkenntnisse und spirituelle Impulse. – Wie sehr lebenswichtige Naturereignisse das Leben, Denken und Glauben der Menschen unabhängig von der jeweilig herrschenden Religion bestimmen, zeigt Stefan Heid in seinem Beitrag: *Gottes Sorge für das Land des Nils in Volksglaube und Theologie der Spätantike* (167–186). Das Phänomen des Nil-Hochwassers hat seit Menschengedenken unzählige mythische und theologische Deutungen erfahren, die alle naturwissenschaftlichen Deutungen immer wieder verdrängten. Zu groß und überwältigend war eben dieses lebenswichtige Ereignis. Mit dem Aufkommen des Christentums wurde der Nilkult lediglich verändert. Nun waren nicht mehr der Fluß und seine Quellen göttliche Wesen, sondern der eine wahre Gott war Herr auch über den Nil, seine Fluten und auch sein Versiegen. Der Verf. weist mit Recht darauf hin, daß dieser Prozeß der Christianisierung auch des Nils sehr langsam voranschritt. Der Isis-Glaube hielt sich im Volk hartnäckig. Schwierig wurde es in dieser Zeit des Übergangs allerdings bei extremer Trockenheit, wenn die Überschwemmung ausblieb. Die pagane Seite sah darin sofort die göttliche Strafe für den Abfall vom alten Glauben, während die christliche Seite zwar auch eine Strafe Gottes in der Naturkatastrophe sah, die es aber nun richtig zu deuten galt. Ein Beispiel dafür ist der Patriarch Kyrill und die Hungersnot von 419/20. Die Katastrophe nährte in der Landbevölkerung wieder Zweifel an der Güte des neuen Gottes und ließ alte Erinnerungen hochkommen, doch der Patriarch machte in seinem Festbrief zu Ostern klar, daß räuberische Überfälle und Morde in den Dörfern Gott so erzürnt hätten, daß nun diese gerechte Strafe über die Bauern käme. Zeigten die Täter Reue, würde sich auch Gott wieder erbarmen und das Hochwasser zurückkommen. So trat an die Stelle des Zorns des Sarapis der Zorn des christlichen Gottes, doch die Angst der Menschen blieb.

Soweit ein kurzer Einblick in die Reichhaltigkeit der Beiträge dieser Festschrift. Die Themen sind breitgestreut, doch geben sie viel von dem gigantischen Umwälzungsprozeß wieder, in dem Spätantike und frühes Christentum im Mittelmeerraum aufeinander stießen, sich ablösten und doch in vielen Bereichen verschmolzen und etwas Neues bildeten. Es ist eine

äußerst gelungene Festgabe, die hier vorliegt, und sie zu lesen, ist ein Gewinn.

Bonn *Wilhelm-Peter Schneemelcher*

*Klingshirn, W.E. / Vessey, M. (Hgg.): The Limits of Ancient Christianity. Essays on Late Antiquity Thought and Culture – in Honor of R. A. Markus, Ann Arbor (The University of Michigan Press) 1999, 348 S., geb., ISBN 0-472-10997-9.*

Es lag nahe, dem renommierten Gelehrten Robert Markus ein Buch mit diesem Titel zu widmen, hatte dieser doch dem 3. Band seines Sammelwerks „Saeculum“ (1970) eben diesen Titel gegeben. Freilich betonen die Herausgeber einleitend, daß sie damit nicht so sehr an „Ende“ oder „Grenzen“ denken, sondern vielmehr im Sinne von finis bzw. τέλος zugleich die Bedeutung „Ergebnisse“ des spätantiken Lebens im Auge haben, worauf sich die zumeist aus den Vereinigten Staaten stammenden 15 Autoren in unterschiedlicher Blickrichtung denn auch konzentrierten. Zugleich verstehen die Autoren ihre Beiträge als Dank an den einstmals an der Universität Nottingham tätigen Gelehrten, der sich durch seine zahlreichen Arbeiten in besonderer Weise um die heute weitgehend als Einheit verstandene Spätantike verdient gemacht hat.

Nach dem curriculum vitae des Geehrten und der Bibliographie (von 9 Seiten!) beginnt der Teil 1: „Sacred History“ mit einem Beitrag von *O. Nicholson* (University of Minnesota) über das Verhältnis von Laktanz zur Stadt Rom. Darin wird dessen eschatologisches Geschichtsdenken, faßbar bes. am Ende der Institutiones, seiner Loyalität zu Rom und der römischen Kultur (bes. Cicero) sowie zur engen Bindung an das Kaiserhaus gegenübergestellt. Auf diese Weise erkennt der Verf. dem Rhetor zu Recht eine gewisse Mittelstellung zu zwischen einer romfeindlichen apologetischen Betrachtungsweise, wie sie ein halbes Jh. früher z.B. Hippolyt zum Ausdruck brachte, und der überschwenglichen Panegyrik eines Eusebius von Caesarea. *P. Fredriksen* (Boston University) betont in ihrer Untersuchung „Secundum Carnem“ über Geschichte und Israel in der Theologie Augustins, daß der afrikanische Bischof im Gegensatz zu den Manichäern deswegen eine positive Einstellung zum Alten Testament gewinnen konnte, weil er, ausgehend von einer historischen Sicht, das wörtliche Textverständnis der Juden für die Zeit vor der Geburt Christi sehr wohl anerkennt

(auch Jesus habe das Gesetz noch respektiert), während er für deren jetziges unverändertes Festhalten an einer wörtlichen Bibelauslegung kein Verständnis mehr aufbringt. Hier hätte man freilich die jahrhundertelange Auseinandersetzung von Juden und Christen stärker einbeziehen können, von der Augustinus mit seinen oft abstoßenden Äußerungen stark beeinflusst ist. In der sehr textnah geschriebenen Studie über Kyrills Schrift Contra Iulianum von *R.L. Wilken* (University of Virginia) wird zunächst Julians Bibelkritik behandelt und hierauf der Versuch Kyrills gewürdigt, dem wortgewandten Kaiser mit einer theologisch – allegorisierenden Interpretation zu begegnen. Die Beschäftigung mit diesem Werk Kyrills wird in Zukunft wohl erheblichen Auftrieb erhalten durch die Neuedition, welche derzeit in Angriff genommen wird (s. dazu G. Huber-Rebenich und M. Chronz, in: J. van Oort und D. Wyrwa, Heiden und Christen im 5. Jh., Leuven 1998, 66 ff.).

Teil 2 des Buches, überschrieben mit „Constructing Orthodoxy“ und wie alle Teile kurz eingeleitet von den Herausgebern, beginnt mit einer Untersuchung von *G. Bonner* (University of Durham) über die Begriffe Schisma und Häresie in der nachnikanischen Epoche. Hier wird erkennbar, wie schwierig in dieser von leidenschaftlicher Polemik geprägten Zeit eine saubere Scheidung tatsächlich ist; denn bei weitem nicht immer hat man es bei einer die kirchliche Ordnung bedrohenden Bewegung mit einem Schisma, bei einem Streit um die kirchliche Lehre mit einer Häresie zu tun. Hatten doch selbst Kyrill in seiner Kontroverse mit Nestorius und Augustinus im harten Disput mit den Pelagianern Angst um die Anerkennung ihres orthodoxen Glaubens. Zu dem Ringen der Großkirche um eine geschlossene Identität trug nach Ansicht von B. auch der einheitliche Gehorsam der weltlichen Untertanen gegenüber dem Kaiser bei, dem ein umfassender, auf die Wahrheit verpflichteter Gehorsam gegenüber Christus zu entsprechen hatte. Auf lebhaftes Interesse dürfte die eingehende Textanalyse von *V. Burrus* (Drew University) in *The Theater of This Life* mit dem Untertitel „The Performance of Orthodoxy in Late Antiquity“ stoßen. Dort wird einerseits die scharfe Kritik der Kirchenväter (Tertullian, Augustinus usw.) an Schauspiel und Theater herausgehoben, andererseits aber der Blick auf den wohlüberlegten Ablauf von Konzilien und die stilistisch wirksamen Schriften gelenkt, welche die Verf. in die Nähe öffentlicher Aufführungen rückt. Letzteres wird anschaulich an